

## Literatur-Rundschau

Stefanie Averbeck: Kommunikation als Prozess. Soziologische Perspektiven der Zeitungswissenschaft 1927–1934. Münster/Hamburg: LIT Verlag 1999, 678 Seiten, 40,90.

In der fachgeschichtlichen Forschung herrscht bis heute die Auffassung vor, Zeitungswissenschaft und Publizistik seien erst nach Ende des Zweiten Weltkrieges in sozialwissenschaftliches Fahrwasser geraten, die Impulse zu einer gesellschaftswissenschaftlichen Ausrichtung seien damals gleichsam mit den Alliierten aus dem angloamerikanischen Raum, vor allem den Vereinigten Staaten, einmarschiert. Auch wenn diese These später insofern relativiert wurde, als Einfluss und Wirken des Emigranten Paul Felix Lazarsfeld als sozialwissenschaftlicher Reimport nach Europa gedeutet werden können, wird die wissenschaftsgeschichtliche Wende in der Regel auf die frühen 60-er Jahre taxiert. Frühestens jedoch wird der sozialempirische Umschwung der akademischen Publizistikwissenschaft auf das Jahrzehnt nach Diffusion und Rezeption von „The People's Choice“ (1944) datiert, und das, obwohl die anwendungsorientierte Medien- und Publikumsforschung bekanntlich schon in den

ersten Nachkriegstagen Fuß fassen konnte. In Deutschland entwickelte sich das Verständnis von Kommunikation als sozialempirisch zu erforschender Prozess entsprechend erst mit der Adaption der wesentlichen soziologisch und sozialpsychologisch ausgerichteten Studien empirischer Art, so jedenfalls wird es den Studierenden der Kommunikationswissenschaft von der grundständigen Literatur gegenwärtig noch immer eingebläut.

Als Grund wird häufig auf das Fehlen geeigneter Untersuchungsmethoden verwiesen, das es der Zeitungswissenschaft unmöglich machte, insbesondere die am Kommunikationsprozess beteiligten Personen und Aussagen zu untersuchen. Ein gegenstandsfixiertes, Materialobjekten wie Presse und Rundfunk verhaftetes Wissenschaftsverständnis freilich ist für den Prozesscharakter von Mitteilung und Information (noch) nicht aufgeschlossen. Der Mythos von der – trotz Max Weber und Karl Bücher – soziologiefreien Zeitungswissenschaft lebt.

In ihrer 678 Seiten starken Dissertation über die Zeitungskunde in der Weimarer Republik entzaubert Stefanie Averbeck diesen Mythos. Ihre These: Namhafte Zeitungswissenschaftler ent-

warfen auf der Basis soziologischer und sprachphilosophischer Theorien Ansätze eines prozessorientierten Kommunikationsverständnisses; eine folgenreiche Anwendung soziologischer Erkenntnisse begann nicht erst mit der an der amerikanischen Kommunikationsforschung orientierten Publizistik nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Autorin versucht den Nachweis zu führen, dass es in der Zeit von 1927 bis 1934 ein interdisziplinäres Milieu zwischen Zeitungswissenschaft und Soziologie gab, dessen Aufmerksamkeit der Vermittlungsleistung von Zeitung, Rundfunk und Film galt. Prozessorientiert waren diese Ansätze insoweit, als sie am Verlauf des Kommunikationsprozesses, besonders der politischen Meinungsbildung interessiert waren. Sie handelten meist vom Zusammenhang zwischen massenmedial induzierter Meinungsbildung und Handlung bzw. Handlungsmustern. Die meisten Schriften dieser gesellschaftswissenschaftlich beeinflussten Zeitungswissenschaft stammten von Studenten, die mit dem Ansatz, dass es eine Wechselwirkung zwischen Journalisten und Publikum gebe, promovierten. Einige dieser publikumsorientierten Ansätze drängten schon auf die empirische Überprüfung der Hypothesen, ohne jedoch über angemessene Techniken und Methoden zu verfügen. Die Denkmotive des inter-

disziplinären Milieus werden von Auerbeck als Vorläufer heutiger Kommunikationswissenschaft und Kommunikationssoziologie interpretiert.

Methodisch nähert sich Stefanie Auerbeck dem Thema „Denkmotive in der Zeitungswissenschaft der Weimarer Republik“ mit hermeneutischen Literaturanalysen. Sie macht hier zwei Grundkonzeptionen aus: Die konservative Dogmatik und die prozessorientierten Ansätze. Die erste ist geprägt durch ein medienkundlich-historiographisch fixiertes Denken, das sich meist ausschließlich auf den Gegenstand Zeitung richtet. Diese an normativen Kriterien ausgerichtete Konzeption fokussierte die Wesensmerkmale der Zeitung unter einer kulturkritischen Perspektive: In der personalisierten Variante der Medienzentrierung – der Kommunikatorzentrierung – obliegt den publizistischen Persönlichkeiten die Meinungsführung der passiven Masse. Die prozessorientierte Konzeption fußt auf einem Perspektivenwechsel von der kommunikatorzentrierten Führungsperspektive zur Beziehungsperspektive. An die Stelle des primären Orientierungskomplexes Zeitung rückt nun ihre Vermittlungstätigkeit im Hinblick auf eine Umwelt. Man geht davon aus, dass die gruppengebundene Einstellung des einzelnen Rezipienten Einfluss auf die Wahl der Lektüre, die Informationsaufnah-

me und den Verlauf der Meinungsbildung hat.

Forschungssystematisch steckt Auerbeck den Rahmen ihrer Studie dahingehend ab, dass sie in Kapitel II soziale, wissenschaftspolitische und weltanschauliche Rahmenbedingungen der Theorieentwicklung diskutiert. Instrukтив und ergiebig sind die kompakten Darstellungen der Zeitungswissenschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Nachdem in Kapitel III die Theorienpotenziale der Kernmilieus, unter denen eher die akademischen Milieus als die weltanschaulichen Identifikationsmilieus zu begreifen sind, aufgezeigt werden, schließt sich mit den Werkanalysen der prozessorientierten Ansätze in Kapitel IV das Herzstück der Studie an.

Als Vertreter der prozessorientierten Ansätze und Mitglieder des interdisziplinären Milieus werden die Wissenschaftsbiographien, der Milieubezug und die einschlägigen Studien der sechs Soziologen Ernst Manheim, Karl Mannheim, Gerhard Münzner, Alfred Peters, Emil Willems und Wilhelm Carlé und der vier Zeitungswissenschaftler Hans Traub, Josef Hardy Krumbach, Heinrich Arimond und Walter Auerbach analysiert.

Ergebnis der zum Teil spannenden rezeptionsgeschichtlichen Spurensuche: Die Wissensproduktion des interdisziplinären Milieus sickerte schließlich auch in

das zeitungswissenschaftliche Kernmilieu um Emil Dovifat, Karl d'Ester oder Erich Everth ein, das die Zeitungswissenschaft als eine eigenständige, nicht-soziologische Wissenschaft legitimieren und etablieren wollte; die soziologische Orientierung wurde nach und nach auch dort akzeptiert, was sich nicht zuletzt in der Betreuung zeitungswissenschaftlicher Dissertationen dieses Denkmusters zeigt.

Die Untersuchung Auerbecks ist gründlich recherchiert, adäquat gegliedert und vor allem methodologisch und heuristisch stark und wortreich reflektiert. Allerdings führt diese Form von internem Qualitätsmanagement bisweilen dazu, dass unnötige sprachliche und gedankliche Redundanzen produziert werden, etwa in der Frage der Zentren des interdisziplinären Milieus - auf die herausgehobene Stellung der Universitäten Berlin und Heidelberg wird schon zu Beginn irritierend häufig verwiesen (siehe S. 3f., 18, 40) - oder bei der wechselseitigen Rezeption der Akteure. Eine böswillige Interpretation könnte hinter solchen Doppelungen und Mehrfachversicherungen das Fehlen von Gewissheit bei den vorgenommenen Zuordnungen vermuten. Dessen ungeachtet ist die Studie von großem fachhistorischen Wert, nicht zuletzt weil die Verfasserin ihre These von der frühen soziologisch motivierten Hinwendung zur prozess-

orientierten Auffassung von Kommunikation durch akribische Werkanalysen eindrucksvoll schlüssig untermauert.

*Ralf Hohlfeld*

Thomas Hausmanning, Thomas Bohrmann (Hg.): *Mediale Gewalt. Interdisziplinäre und ethische Perspektiven*, München: Wilhelm Fink Verlag 2002, 424 Seiten, 29,90 .

Die Ansprüche sind hoch: eine umfassende Bearbeitung aller Aspekte der Gewaltdarstellung im fiktionalen Film will der von den christlichen Sozialethikern Thomas Hausmanning und Thomas Bohrmann herausgegebene Band bieten und dabei zunächst interdisziplinär vorgehen und die verschiedenen Zugangsweisen einbeziehen, gleichzeitig aber auch systematisch eine Theorie und Ethik der Gewaltdarstellung erarbeiten, um daraus konkrete Vorschläge für die Praxis (z.B. der Jugendschutzeinrichtungen) abzuleiten.

Das Buch beginnt dementsprechend gründlich und grundsätzlich mit einer Begriffsklärung („Ethik“, „Gewalt“) von Hausmanning. Es folgt ein Teil, der Bestandsaufnahmen gewidmet ist. Zum einen geht es hier um Analysen von exemplarischen Filmen bzw. Genres und die Frage nach der Faszination und Funktion von Gewaltdarstellungen,

zum anderen um eine Darstellung der Gewaltdebatte, um geltende Rechtsnormen und Institutionen des Jugendschutzes, schließlich um Ansätze und Ergebnisse der Wirkungsforschung. Der zweite Teil des Bandes widmet sich der Theorie und Ethik der Filmgewalt. Hier werden nun zunächst Funktionen der Filmgewalt theoretisch erfasst, um dann in einem letzten Schritt ethische Normen aufzustellen, aufgefächert in Überlegungen zu einer Ethik der Produktion und des Inhalts, der Distribution und institutionalisierten Kommunikationskontrolle sowie der Rezeption.

Schon der erste Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt, dass wichtige Repräsentanten des Forschungsfeldes vertreten sind. Wenn dabei ein Vertreter des monokausalen Erklärungsmodells der Reiz-Reaktions-Hypothese wie W. Glogauer nicht berücksichtigt ist, ergibt sich dies aus der Intention der Herausgeber, ein differenziertes Bild des Nutzens und der Gefahren von Gewaltdarstellungen geben zu wollen, auch wenn sie sich dabei zwischen den Fronten positionieren. Auch mit dieser Einschränkung kann konstatiert werden, dass das Buch das Themenspektrum durchaus kompetent und umfassend abdeckt. Hier liegt zweifellos ein brauchbares Standardwerk vor, das die relevanten Fragen in dem betreffenden Forschungsfeld anspricht.

Allerdings wird man auch zuge- stehen müssen – was die Heraus- geber schon in der Einleitung zur Sprache bringen –, dass der Ver- such, aus der Vielzahl der An- sätze zu einer einheitlichen Syste- matik und klaren Hinweisen für die Praxis zu kommen, in man- cher Hinsicht zum Scheitern ver- urteilt ist. Spannungen zwischen dem ersten Teil der Bestandsauf- nahmen und dem Theorieteil sind angesichts der verschiedenen Au- toren nicht zu übersehen. So er- bringt beispielweise die Analyse der Horrorfilmserie „Freitag, der 13.“ von G. Hroß die Einsicht, dass „der Slasher-Film nicht nur toleriert werden kann, sondern sogar als Möglichkeit des Jugend- lichen, seine eigene Entwicklung zu reflektieren, begriffen werden kann“ (S. 95). Erscheint hier ein spekulativer Gewaltfilm als gera- dezu pädagogisch wertvoll, findet sich im systematischen Teil zum gleichen Film doch die von Haus- manninger vorsichtig vorgetrage- ne Frage, ob der Film nicht Ele- mente enthält, die für die jugend- liche Persönlichkeitsentwicklung kontraproduktiv sind (vgl. S. 258f.).

Das Plädoyer für eine konstruktive Aufarbeitung der Slasher-Fil- me (G. Hroß) oder für „mehr Gelassenheit“ (W. Vogelsang, S. 190) suggeriert eine weitgehende Unbedenklichkeit der Gewaltfil- me, die mit den weiter hinten fol- genden Beiträgen zur Wirkungs- forschung nicht ohne weiteres in

Einklang zu bringen ist. Im syste- matischen Teil schließlich wird dann letztlich an der Forderung nach Kontrolle festgehalten. Die- se Inkonsistenz wird der Leser, der nicht selektiv vorgeht, son- dern den Band im Zusammenhang erarbeitet, vielleicht akzeptieren können. Dennoch drängt sich nach der Lektüre eines Kapitels des systematischen Teils, in dem Normen aufgestellt werden, zwangsläufig die Frage auf, wie diese auf die vorgestellten Filme anzuwenden wären.

Generell ergeben sich gerade aus dem letzten Teil, in dem ethische Normen für die Produktion, Dis- tribution und Rezeption aufge- stellt werden, ebenso viele Fragen wie Antworten. So erscheint es problematisch, dass zwischen all- tagsnahen und alltagsfernen Dar- stellungen unterschieden wird, wobei für die ersteren strengere Maßstäbe gelten sollen, während den realitätsfernen Darstellungen sowie dem „geregelten Tabu- bruch“ größere Freiheiten eingeräumt werden. Dabei ist in der Praxis die Frage der Rea- litätsnähe bzw. -ferne gar nicht so einfach zu beantworten. Oder wie soll man die Vorschläge zur Ethik des Inhalts bewerten: wird je ein Hollywoodschreiber in Zukunft mehr tragische Schlüsse in Ge- waltfilme einbauen, weil sich aus den Ergebnissen der Wirkungs- forschung (Grimm) und den Nor- men einer Ethik des Inhalts (Bohrmann) ergibt, dass hier po-



sitivere Effekte im Hinblick auf Aggressionsabbau, Toleranz- und Mitleidssteigerungen zu erwarten sind? Man merkt den Autoren z.T. auch an, dass sie offenbar wenig Kenntnis von der Praxis der Selbstkontrolle haben. Wenn Hausmanning für die Gremien nicht den faktischen, so doch zumindest den advokatorischen Einbezug von Minderheiten und bestimmten Milieugruppen fordert, mag das aus der Logik der Systematik abzuleiten sein, ist aber in der Praxis schwer umsetzbar, zumal eine nach Alter, Geschlecht oder sozialem Milieu differenzierende Freigabe gar nicht möglich wäre.

Insgesamt liegt der Vorzug des Bandes nicht darin, dass er alle Fragen löst, sondern dass er die wesentlichen Fragen aufwirft. Anzumerken bleibt noch, dass das Buch inzwischen schon wieder in Teilen zu überarbeiten ist, da mit dem in Kürze in Kraft tretenden neuen Jugendschutzgesetz und dem Jugendmedienschutzstaatsvertrag neue rechtliche Voraussetzungen geschaffen worden sind, die in einer zweiten Auflage zu berücksichtigen wären.

*Peter Hasenberg*

Otto B. Roegele: Plädoyer für publizistische Verantwortung. Beiträge zu Journalismus, Medien und Kommunikation. Herausgegeben von Petra E. Dorsch-Jungsbauer, Walter Hömberg und Wal-

ter J. Schütz. Konstanz: UVK Medien 2000, 414 Seiten, 32,00 .

In einem der hier zur Vollendung des 80. Lebensjahres des Autors versammelten 30 Beiträge formuliert Otto B. Roegele: „Es werden einige Beobachtungen notiert, einige Anmerkungen festgehalten, Materialien gesammelt für tiefer lotende Überlegungen.“ Um „Vorläufigkeiten“ handele es sich (S. 255). So schreibt einer, dessen Autoren-Autorität absolut unangefochten ist. Er pflegt diesen Stil des Unpräzisen ohne Koketterie. Dennoch waren und sind seine wissenschaftlichen und auch viele seiner journalistischen Publikationen stets dicta bzw. scripta von Gewicht. Man konnte den Autor ganz in die Ecke stellen – und der eine oder andere Nachwuchspublizist mag das aus ideologischen Gründen getan haben –, aber man konnte seinen Beiträgen zur Kommunikationswissenschaft niemals Durchdachtheit, Ausgewogenheit, Präzision, Klarheit, kurzum: Gewicht absprechen.

Deshalb ist es gut, dass diese Sammlung entstanden ist. Sie dokumentiert, wie aus Vorläufigkeiten Beständigkeiten geworden sind, die man auch in Zukunft ins wissenschaftliche Nachdenken wird einbeziehen müssen. Überdies ist es mir persönlich eine Wohltat, zwischen der Überfülle von Neuerscheinungen in einem Buch lesen zu können, das sich

des üblich gewordenen Imponier-vokabulars enthält. Und zum Dritten ist die Sammlung praktisch: Sie führt zusammen, was man sonst zusammensuchen muss, nicht weil es an „entlegenem Ort“ publiziert worden ist, sondern – oft – an prominentem Ort, jedoch an solchem, der dem Fachspezialisten nicht vertraut ist, so z.B. in Festschriften nicht nur für Noelle-Neumann oder Ronneberger, sondern auch etwa in solchen für Willi Geiger, Eugen Biser, Konrad Repgen oder Albert Scharf. Oder in biographischen Sammlungen, die kein Publizistik-Student nutzen lernt, wie in den Württembergischen Biographien oder in der Zeitgeschichte in Lebensbildern. (Dort wie in den großen Lexika wird ein Autor nur angeheuert, wenn er dafür bekannt ist, Satz für Satz seiner Texte erhärten zu können.)

Wie stets in Sammelbänden ist es auch hier unmöglich, sich einzelnen Aufsätzen, womöglich der Reihe nach, zuzuwenden. Die 30 Titel sind in fünf Gruppen geordnet: I. Kommunikationswissenschaft und Kommunikationspolitik, II. Medienethik und publizistische Verantwortung, III. Menschen und Medien, IV. Kirche und Kommunikation sowie V. Stationen (des Lebens- und Berufsweges).

Es sollen hier nur einige Akzente gesetzt werden, die sich teils auf Inhalte, teils auf den Habitus des Autors beziehen. Da

bemerken wir durchgehend eine Grundhaltung des Respekts für Personen, mit denen Roegle sich befasst, und auch für solche, die er im Zuge seiner Gedankenführung streift. Besonders deutlich wird das in den biographischen Beiträgen (= Kapitel III: Görres, Karl Marx, Dovifat, Franz Albert Kramer, Anton Böhm, Paul Wilhelm Wenger und Hans Bausch); aber auch in Sachbeiträgen wird der Respekt vor der Leistung und den Ideen anderer deutlich, so in der Antrittsvorlesung (1966) nicht nur für seinen Münchener Vorgänger Karl d'Ester, sondern auch für Walter Hagemann, Henk Prakke und dessen Münchener Ideen-Pendant Bernd Maria Aswerus, und in der Abschiedsvorlesung (1988) für die früheren Roegle-Assistenten Peter Glotz und Wolfgang R. Langenbucher: Er (R.) wisse „bis heute nicht, wer von wem mehr gelernt hat“ (S. 382). Dass Glotz und Langenbucher aus dem politisch anderen Lager kamen, hat dem Respekt ebenso wenig Abbruch getan wie das Unbehagen an der Überdehnung des Begriffs „Zeitung“ – so geschätzt von einigen Münchener Kollegen – zur Durchsetzung *einer* Denkschule à la Roegle geführt hätte.

Seine Sätze zur wissenschaftlichen Schulenburg sind heute, wo ganz ungeniert wieder von „Schulen“ gesprochen wird, hinter manchen Spiegel zu stecken: „Zu dem, was ich versäumt habe,

gehört, dass ich keine Schule gebildet habe. Dazu fehlten mir zwei unerlässliche Voraussetzungen: die Gewissheit, dass meine eigenen Ideen die allein richtigen seien, und die Neigung, mich in einer allgemein verständlichen Sprache auszudrücken. Zur Schul(en)bildung gehört eine eigentümliche, absonderliche und zugleich kennzeichnende Sprache, eine Art Dialekt der Fachsprache. Dafür besitze ich kein Talent, so musste ich es sogar darauf ankommen lassen, dass man meine Äußerungen nicht so ganz richtig wissenschaftlich fand.“ (Aus der Abschiedsvorlesung, S. 383.)

Auf der anderen Seite hatte Liberalität Grenzen, wenn es um Themen ging, zu denen sich Roegele eine wissenschaftlich abgesicherte Position aufgebaut hatte. Das galt sogar im Verhältnis zum hochgeachteten Emil Dovifat. In dessen Überbetonung der Führer- und Erzieherrolle des Publizisten „lagen, wie ich, bei aller Bewunderung für seine wissenschaftliche Pionierarbeit, für seinen unermüdlichen Einsatz im Dienste der öffentlichen Anerkennung des Faches und für seine unbedingte menschliche Verlässlichkeit, gestehen muß, die Ursachen dafür, dass ich mich gelegentlich zu abweichender Auffassung, ja zu Widerspruch veranlasst sah. So harmonisch wir in Fragen der Journalisten-Ausbildung und -Weiterbildung, der Berufspolitik,

der Beziehungen zwischen Kirche und Medien zusammenarbeiteten – auf dem Felde der Wissenschaft gab es ein Areal des Dissenses, und zwar in einem fundamentalen Bereich.“ (S. 223)

Inhaltlich sehr willkommen sind jene Beiträge, die zu ihrer Zeit eine grundlegende Auseinandersetzung mit Krisen kirchlicher Kommunikation (S. 255-268; insgesamt das Kapitel IV) geleistet haben. Es ist gut, den „Publik“-Fall noch einmal zusammenfassend – sine ira, fast auch sine studio – lesen zu können und aus dem Jahr 1983 (!) eine Auseinandersetzung mit dem Thema „Kirche und neue Medien“ anzutreffen, die eine nüchterne Auffassung von deren relativer Neuigkeit vertritt, frei von modischem Aufgeregt-Sein.

Schließlich enthält die Sammlung auch den auf empirische Forschung gestützten Aufsatz aus der Noelle-Neumann-Festschrift von 1981, dessen Titel allein einen Aufschrei unter Journalisten hätte auslösen müssen: „Warum so viele Journalisten glückliche Menschen sind. Unmaßgebliche Vermutungen über ein merkwürdiges Ergebnis der Forschung“ (S. 150-160). Ja, warum denn wohl? „... das Defizit an selbstkritischem Vermögen ist eine offensichtlich notwendige Bedingung für den hohen Grad an Berufszufriedenheit, der sich beobachten lässt. Wer dies Defizit zu mindern oder zu beseitigen sich anschickt,



muß bedenken, dass er damit auch ein Glücksempfinden stört, das nicht allein seinen Trägern zugutekommt, sondern indirekt auch der Allgemeinheit, die wenig zu gewinnen hätte, wenn die professionellen Übermittler des Weltgeschehens dessen ohnehin tristen Verlauf auch noch durch die Brille ihrer eigenen Unzufriedenheit sähen“ (S. 159). Im Unterschied zu diesen Beobachtungen ist Roegeles selbstkritisches Vermögen hoch entwickelt. Das legitimiert Ironie und Sarkasmus – auch in der Wissenschaft und ganz besonders im seither von Tag zu Tag aktueller gewordenen Feld der Medienethik (= Kapitel II), soweit sie über journalistische Fehlleistungen zu richten hat.

*Michael Schmolke*

Klaus-Dieter Altmeppen/Walter Hömberg (Hg.): Journalistenausbildung für eine veränderte Medienwelt. Diagnosen, Institutionen, Projekte. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, 190 S., 24,90 .

Es hat viel Diskussion gegeben in den letzten Jahren um die Frage der zeitgemäßen Journalistenausbildung. Die Hochschulausbildung ist dabei – noch immer – nur ein möglicher Zugangsweg. Zugegeben ein immer selbstverständlicherer. Dass man heute bei einer Tageszeitung (selbst bei einer regionalen) zum Volontariat ge-

langt, ohne vorher einen Hochschulabschluss nachzuweisen, ist eher unwahrscheinlich. Und von diesen Hochschulabschlüssen sind mehr und mehr in journalistischen Studiengängen oder aber zumindest in Publizistik-/Kommunikations-/Medienwissenschaften erworben worden. Ich sage zumindest, weil es sich die Anbieter journalistischer Studien sehr zugute halten, hier würden Journalisten ausgebildet. Gleichwohl: Zuerst sind auch diese Absolventen ausgebildete „Journalistik-Wissenschaftler“ – unabhängig von einem mehr oder weniger hohen Studienanteil „journalistischer Praxis“ (oder was man als solchen identifiziert).

In den letzten Jahren haben die Anbieter an den Hochschulen sich auf die gewandelten Bedingungen des Journalismus (etwa die gestiegene Bedeutung eines so genannten „Online-Journalismus“), aber auch auf die große Beliebtheit kommunikationsnaher Studiengänge eingestellt und mit erstaunlicher Kreativität neue Angebote und – unter dem Verdikt der Internationalisierung – (gestufte) Abschlüsse entwickelt. Um dieses neue Spektrum und dessen Verortung innerhalb der Journalistik kümmert sich eine schöner, von Klaus-Dieter Altmeppen (Ilmenau) und Walter Hömberg (Eichstätt) herausgegebener Überblicksband, der die Diskussionen eines Workshops der Deutschen Gesellschaft für

Publizistik und Kommunikationswissenschaft aus dem Februar 2000 zusammenfasst.

Die Herausgeber starten bei der Beobachtung, dass die Kontinuitäten (und das Auftreten der immer gleichen Fragen) sich ebenso als Chance wie als Problem der Journalisten-Ausbildung lesen lassen. In der Summe zeige sich, „dass die Kontinuitäten größer sind als die Fortschritte und dass die Journalistenausbildung trotz neuer Ausbildungsangebote stark an traditionellen Prämissen festhält“ (S. 8). Es ist erstaunlich, dass die Herausgeber dieses Votum ihrem Sammelband voranstellen und dem Leser damit scheinbar die Motivation zum Weiterlesen nehmen. Doch das Gegenteil ist der Fall. Die Einleitung und die einzelnen Beiträge zeigen z.B. auf, warum es freilich die Burda-Journalistenschule (Bernhard Rosenberger) einfacher hat als die Hochschule: Sie legitimiert sich eben nur über die praktische Ausbildung. Sie muss sich nicht dem sinnigen Anspruch Manfred Rühls widersetzen, der forderte „Praxisnähe ja, praktizistische Ausbildung nein.“ (S. 8)

Spannend im vorliegenden Band sind denn nicht nur die gelungenen Diagnosen von Hömberg (für die deutsche Situation), Hans Heinz Fabris (für Österreich) und Roger Blum (für die Schweiz), sondern auch die Initiativen und Projekte, die aufgezeichnet werden: vom Göttinger

Sonderweg, wo Journalistik zusammen mit Film- und Fernsehwissenschaften und der klassischen Publizistik und Kommunikationswissenschaften an einen Zentrum für interdisziplinäre Medienwissenschaft gelehrt werden, bis zu den Fachjournalistik-Studiengängen in St. Augustin und Bremen oder dem kombinierten Studienmodell Journalistik und PR in Hannover. Was auffällt, ist das starke Engagement der Fachhochschulen in den letzten Jahren (an die die Journalistik womöglich schon immer besser angepasst hätte).

Wer dann im Beitrag von Barbara Eschenauer nachliest, wie dezidiert die Kirchen ihre journalistischen Ausbildungsgänge motivieren, kann den Eindruck gewinnen, dass dies teils professioneller wirkt als das etwas planlose Herumstochern der Hochschulen im Nebel immer neuer Studienreformen und Verteilungskämpfe. Das Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik zeigt zudem, dass pfiffige Ausbildungsangebote sich auch finanziell rechnen können und auch für die Kirchen kein permanentes Zuschussgeschäft darstellen müssen.

Der Band bietet letztlich nur Schlaglichter (was die Herausgeber aber auch zugeben, indem sie keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben); denn sicher wäre es nötig gewesen, die Medienunternehmen selber nach ihren An-

forderungen an die journalistische Ausbildung zu befragen – gerade vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Krise (die allerdings zum damaligen Zeitpunkt des Workshops längst nicht abzusehen war). Doch die Herausgeber weisen bereits darauf hin, dass die Frage der Aus- und Weiterbildung nicht zu den bevorzugten

Forschungsschwerpunkten der Journalistik zählt. Umso höher ist die mit dieser Edition unternommene Initiative zu bewerten. So bleibt als einziger Kritikpunkt an diesem gelungenen Band übrig, dass er – gemessen am Zeitpunkt der Tagung – relativ spät erscheint.

*Lars Rademacher*